

Besprechungen

Delius, Harald, *Untersuchungen zur Problematik der sogenannten synthetischen Sätze a priori*. gr. 8 (338 S.) Göttingen 1963, Vandenhoeck & Ruprecht. 35.— DM; Lw. 39.— DM.

Vorliegende Untersuchung bietet den überarbeiteten Text der Göttinger Habilitationsschrift des Verf. Sie behandelt die analytischen und synthetischen Sätze nicht in der Gestalt, die ihnen durch Kant gegeben wurde. Den Problembereich stecken die Idee des materialen Apriori bei Husserl und die Deutung ab, die material-apriorische Sätze von seiten des logischen Positivismus sowie der sprachanalytischen Philosophie erfahren. Aber beide Interpretationen übernehmen die These vom disjunktiven Gegensatz analytisch/synthetisch und apriori/aposteriori. Die Untersuchung will diese Disjunktion schließlich sprengen.

Die thematische Auseinandersetzung mit den erwähnten Positionen, die bisher noch nicht erfolgt sei (19), entzündet sich an der allgemein zugestandenen Apriorität der sogenannten *Farbsätze*: „Alle Farben sind ausgedehnt“ und „Keine Raumstelle kann zugleich rot und grün sein“ (21); Husserl nennt sie apriori synthetisch, die anderen versuchen, sie als apriori analytische Sätze aufzufassen und aufzuzeigen. Als gemeinsamer Ausgangspunkt gilt, daß Farben „unmittelbar verständliche, elementar anschauliche Gegebenheiten“ bezeichnen (25), wobei übrigens die Frage einer realistischen Erkenntnistheorie nach der „Realität“ solcher Gegebenheiten anscheinend offengelassen wird. Die Untersuchung selbst gliedert sich in 4 Hauptteile: 1. Die linguistische Theorie a priori wahrer Aussagen, 2. Die Unterscheidung von Satz und Proposition („ausgedrücktes Urteil“, Satz-Sinn, Satzbedeutung), 3. Substitutionsregeln und Bezeichnungsregeln, und schließlich 4. Notwendigkeit der Farbsätze (als in gewisser Hinsicht apriorischer und in anderer aposteriorischer). Mit erstaunlichem Scharfsinn und auch viel Langatmigkeit werden die einzelnen Theorien seziert und kritisiert; die fast abgöttische Liebe zum Detail soll wohl dem Ideal wissenschaftlicher Akribie nahekommen, wie gerade die logischen Positivisten es anstreben. Für den scholastisch orientierten Philosophen ist schon einmal die Diskussion der Disjunktion apriori/aposteriori und analytisch/synthetisch interessant; allein z. B. die Tabelle möglicher Bedeutungen von „analytisch“ in logistischen Systemen auf S. 32, Anm. 5, und dazu später die eigene Terminologie des Verf. (286 f.) müssen den metaphysischen Erkenntnistheoretiker zur Vorsicht mahnen, aber vielleicht auch die Selbstverständlichkeit der These, ohne Rekurs auf logistische Formeln sei es unmöglich, den genauen Sinn zu verifizieren, in dem a priori synthetische Sätze von der Gegenseite verworfen werden. Die Einführung in die einschlägige Symbolik (167 f.) darf mustergültig heißen, ebenso die Analyse der sprachanalytischen Methode überhaupt (passim). Dabei ist speziell die Darstellung der Sprachanalyse Wittgensteins sehr erhellend (55 f., 290 f.). Aus der weitläufigen Auseinandersetzung des Verf. mit Husserl ergibt sich nun, daß jene Farbsätze insofern (material-)analytisch sind, als sie allein aus den verwendeten Ausdrücken „Farbe“ und „ausgedehnt“ (sowie „rot“ und „grün“) kraft der Bezeichnungsregeln gewonnen werden — was diese Ausdrücke bezeichnen, impliziert sich „material“ (vgl. 295); sie sind synthetisch insofern, als man eben Bezeichnungsregeln und nicht etwa nur formale Substitutionsregeln (Einsetzen anderer, einfacherer Ausdrücke für die problematischen) verwenden muß (vgl. schon 269/270). Weiter: sie sind a priori, weil nicht induktiv, und zugleich a posteriori, weil Bezeichnungsregeln den Bezug auf die gemeinten Gegebenheiten aussprechen. Man sieht sofort, daß die betreffenden Termini in einem neuartigen und ungewohnten Sinne gefaßt werden. Der Rezensent erlaubt sich kein fertiges Urteil über dieses Ergebnis, das ja die herkömmliche Disjunktion gerade überwinden möchte, worauf der Verf. insistiert (12, 310 f.). Vielleicht aber macht das Verweilen bei der Frage nach der *Notwendigkeit* jener Sätze das zentrale Anliegen der Untersuchung auch

ohne detailliertes Referat ihres Verlaufs deutlich und die Eigentümlichkeit des Lösungsversuchs verständlicher.

Es bleibt unklar, um was für eine Art von Notwendigkeit es sich hier handelt. Wenn (worauf die neue Theorie beruht) die elementaren Gegebenheiten „Farbe“ und „ausgedehnt“ deshalb a priori „zusammengehören“, weil Farbe sich nur „ostensiv“ definieren läßt (durch einfachen Hinweis auf das Phänomen), solche ostensive Definition (dazu bes. 235 f., 255 f.) aber die Gegebenheit „ausgedehnt“ ostensiv „konnotiert“ (255 f.), dann mag man fragen, ob diese Konnotation nicht eben doch nur *induktiv* legitimiert ist und nur als *Anschauungsnotwendigkeit*. Es soll jedenfalls offensichtlich keine formallogische sein kraft direkter oder indirekter Zurückführung auf das Widerspruchsprinzip, sondern eine „linguistische“: kraft der sprachlichen Ausdrücke, insofern sie etwas bezeichnen; die Bezeichnungsregel für so etwas wie Farbe verlangt „ostensive Definition“, aber indem Farbe „gezeigt“ wird, wird „Ausgedehntes“ notwendig mitbezeichnet, mitgezeigt, und ebendarum gehören Farbe und Ausdehnung, sobald man sie sprachlich vorstellt, notwendig zusammen. „Die Notwendigkeit, die diesen Sätzen eignet, ist, so behaupten wir, nichts anderes als das Korrelat der Unmöglichkeit, mit den in ihnen auftretenden Ausdrücken eine andere Bedeutung zu verbinden als die, die ihnen durch ihre ostensive Definition zugeordnet ist“ (266/267). Rekurs auf Wesensgesetze oder auf Notwendigkeitszusammenhänge „in der Natur“ der Sache wird formell abgelehnt (266). Es reduziert sich das Problem also auf eine Definitionsfrage, die ihrerseits nicht unproblematisch ist, denn „ostensive“ Definition darf ja nur in einem sehr analogen Verstande als Definition gelten. Was ich nur so „definieren“ kann, sei es wie auch immer, daß ich anderes dabei mitdefiniere, schließt dieses andere natürlich definitionsgemäß ein. Jedoch scheint es wichtiger, das induktive Element in solchem Definieren nicht zu übersehen. Der Verf. verwarft sich gegen die Unterstellung, der Grund jener Notwendigkeitserkenntnis sei induktiv gewonnen (315); daher müsse auch die Forderung nach „Verifikation“ als sinnlos betrachtet werden (314). Sollte man indes nicht entgegenhalten, es werde nicht nur, was evident ist, der Sinn von „Farbe“ usw. aus dem Sprachgebrauch vieler (aller?) erhoben, also induktiv, sondern auch das „Zusammen“ von Farbe und Ausdehnung? Die „nicht-sprachliche Tatsache“ (317 u. ö.), die durch die Bezeichnungsregeln erfaßt wird, ist ja gerade auch das stete Zusammengehen beider; Bezeichnungsregeln formulieren jedoch den Sprachgebrauch, der nur empirisch feststehen kann, falls er nicht etwa rein normativ eingeführt wird.

Auch wenn man den induktiven Charakter, der jede irgendwie „analytische“ Notwendigkeit illusorisch macht, nicht weiter urgirt, läßt sich in unseren Fällen sicherlich nur von Anschauungsnotwendigkeit reden, nicht etwa von Notwendigkeit in den Sachen selbst, irgendwie im Sein selbst (von Farbe, Ausdehnung usw.). Mit dergleichen wird sich Philosophie nicht zufriedengeben — aber die Frage wäre, was denn Philosophie sei. Jedenfalls fällt Seinsdenken ganz aus. Es werden ja auch die Versuche der scholastischen Metaphysik, dem Apriori, zumal dem synthetischen, einen ontologischen Sinn zurückzugeben, gar nicht beachtet, vielleicht überhaupt nicht ernst genommen, möglicherweise nicht einmal zur Kenntnis genommen. Die Thematik des Buches beschränkt sich zwar auf die Farbsätze, von denen scholastische Ontologie ihrerseits keine Kenntnis nimmt (weitere Beispiele S. 54). Gleichwohl wäre eine umfassende Diskussion möglicher Entwürfe von Apriorität, auch ontologischer, dringlicher als die Auseinandersetzung mit dem oder jenem aus der Reihe der logischen Positivisten und Sprachanalytiker, die oft genug herzlich wenig beeindruckt.

Man begreift, daß D. (im Anhang, der einige seit der Fertigstellung des Manuskriptes erschienene einschlägige Veröffentlichungen bespricht) den von J. L. Austin verwendeten Ausdruck „ostensively analytic“ seinem eigenen „material-analytisch“ nun vorziehen möchte (328). Das zeigt aber auch, wie sehr seine „linguistische“ Interpretation der Farbsätze in gewissen Kreisen Anklang finden mag. Immerhin ist aufschlußreich, und, wie es scheinen will, in vielerlei Hinsicht durchschlagend seine Kritik an der radikal linguistischen Position, besonders an der von Ayer: mit bloßen Sprachkonventionen, mögen sie sich auch, wie Ayer sagt, „to some extent upon the nature of the facts“ orientieren (vgl. 73), bleiben die wesentlichen Pro-

bleme ungeklärt, ja sie werden überspielt: man müßte fragen, wieweit Sprachgebrauch sich an der „Natur“ der bezeichneten Sachen orientieren *müsse* und wieweit solche Orientierung, also eine Begründung in der Sache selbst, möglich sei. Die Auskunft „to some extent“ ist schlechthin unphilosophisch. — Übrigens sieht D. den Kern seiner Kritik an den extrem linguistischen Theorien bei Husserl (Logische Untersuchungen II/1) vorgebildet (94), obwohl er die ideellen Allgemeingegenständlichkeiten, die Husserl seinerseits postuliert und bemüht, streng ablehnt (115, 252). Falls seine eigene Theorie nicht standhält, müßte er, wofern überhaupt eine Lösung des Rätsels der synthetischen Apriorität gesucht wird, eventuell doch zu Husserl zurückkehren oder noch über ihn hinausgehen — und wenn das, läßt es sich anders denken als in Richtung ontologischen Fragens? Oder scheint echte Ontologie in den Augen derer, die von Sprachanalytik gekostet haben, heute nicht mehr zumutbar?

H. Ogiermann S. J.

Günther, Gotthard, *Das Bewußtsein der Maschinen. Eine Metaphysik der Kybernetik*. 2. Aufl. 8^o (213 S.) Krefeld 1964, Agis. 6.80 DM.

Gleich zu Anfang des 1. Teiles (19—46) wird die grundlegende These des Verf. klar formuliert: „Die bisherige Annahme der klassischen Metaphysik, daß sich das Wesen der Wirklichkeit ... aus zwei, und nur zwei, metaphysischen Realitätskomponenten, nämlich Materialität und Spiritualität, erklären lasse, beruht auf einem Irrtum“ (21). Es bleibt ein Restbestand von Phänomen übrig, der weder als etwas Materielles noch als etwas Geistiges bezeichnet werden kann, eben das, was in der Kybernetik als „Information“ bezeichnet wird (21). Daß Information weder Materie noch En-ergie ist, hat schon 1948 Norbert Wiener in seinem grundlegenden Werk „Cybernetics“ gegen den Materialismus erklärt (22). Information ist aber auch etwas völlig anderes als das seiner selbst bewußte Subjekt. Ein solches Subjekt ist Voraussetzung aller Kybernetik, Bewußtsein — wenigstens als Selbstbewußtsein — „liegt jenseits aller Möglichkeit der Mechanisierung“ (24). So ergibt sich also eine Dreiheit von „protometaphysischen“ Komponenten der phänomenalen Wirklichkeit (24).

Mit dieser Dreiheit scheint dem Verf. aber die bisherige klassische Logik und Metaphysik unvereinbar zu sein. Denn diese sei wesentlich dualistisch, da sie auf dem Satz vom ausgeschlossenen Dritten beruhe (25). Dieser Satz schließe ein Drittes aus zwischen Sein und Nicht-sein, Positivem und Negativem, Objekt und Subjekt, Welt und Ich, Sein und Denken, Wahr und Falsch (25—33). Demgegenüber habe die Kybernetik „praktisch bewiesen, daß Kategorien, wie Erinnerung, Vergessen, Spontaneität, Intelligenz usw., nicht unbedingt als Manifestationen von Geistigkeit ... angesehen werden dürfen. Jedenfalls nicht, soweit als dieselben im ‚mechanischen‘ Modell darstellbar und wiederholbar sind“ (33). Wenn sich auch die metaphysischen Tiefenperspektiven des Subjekts nicht im Modell darstellen lassen (34), so müssen doch „von der ursprünglichen klassischen Komponente der Subjektivität gewisse Elemente abgespalten werden, von denen sich positiv nachweisen läßt, daß sie nicht spiritueller Natur sein können ... d. h., sie bilden zwischen Materialität und Spiritualität eine autonome ... dritte Sphäre“ (36).

Ist der 1. Teil noch rational nachvollziehbar, so läßt sich der Verf. im 2. Teil (47—88) durch die Begeisterung für seine Maschinen zu Behauptungen verleiten, die mehr und mehr nüchternen Wirklichkeitssinn vermissen lassen. Zunächst wird noch die Frage gestellt, ob nicht etwa ein Mechanismus konstruiert werden könne, „der nicht nur auf Kausaleinflüsse, sondern auf sinnvolle Bedeutungsmotive hin reagiert“ (49). Heute erscheine uns das noch unglücklich. Eine solche Reaktionsform würde zur Folge haben, daß wir das Verhalten eines solchen Mechanismus als „bewußt“ interpretieren müßten, freilich nur in einer Analogie zum menschlichen Bewußtsein (49 f.). Im folgenden scheint aus dem hypothetischen Satz unvermerkt ein kategorischer zu werden. Weil die Kybernetik hinter die kausal notwendigen Naturgesetze auf eine Seinsschicht zurückgeht, in der die Kausalität durch statistische Wahrscheinlichkeiten abgelöst ist (69), und weil es dort Funktionen gibt, die reflexiven Charakter haben (70), gibt es eine Gestalt der Reflexion, die erst im Es auftritt (71), und es ist nicht mehr einzusehen, warum man dann dem Objekt nicht auch das Denken beibringen könnte (73). Ja, „einem solchen Sein braucht